

**Zeitschrift:** Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire  
**Band:** 3 (1996)  
**Heft:** 2

**Buchbesprechung:** Musik in Bern : Musik, Musiker, Musikerinnen und Publikum in der Stadt Bern vom Mittelalter bis heute [François de Capitani, Gerhard Aeschbacher]

**Autor:** Bretscher-Gisiger, Charlotte

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 04.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

qu'elle soit cantonale ou du domaine de la recherche en histoire. De vitrine de l'historiographie tessinoise, l'*Archivio storico ticinese* semble ainsi devenir un laboratoire d'idées pour les élites du Canton.

*Michela Trisconi (Fribourg)*

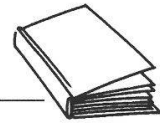
**FRANÇOIS DE CAPITANI**  
(UNTER MITARBEIT VON GERHARD  
AESCHBACHER)  
**MUSIK IN BERN**  
MUSIK, MUSIKER, MUSIKERINNEN  
UND PUBLIKUM IN DER STADT BERN  
VOM MITTELALTER BIS HEUTE

ARCHIV DES HISTORISCHEN VEREINS DES KANTONS  
BERN, BERN 1993, 286 S., MIT ABB., FR. 58.–

De Capitani nennt sein Werk ein Arbeitsbuch, er bezeichnet es als Versuch, eine Synthese aus den verschiedenen Veröffentlichungen zu Spezialfragen der Musikgeschichte der Stadt Bern herauszuarbeiten, in der die Fragestellungen der verschiedenen Wissenschaftsgebiete zusammengefasst werden sollen. Nicht die Höhepunkte bernischen Musiklebens stehen hier im Zentrum, sondern der musikalische Alltag. In fünf chronologisch angeordneten Hauptkapiteln wird der Bogen von der vorreformatorischen Zeit bis ins 20. Jahrhundert gespannt, wobei jeweils ein einleitendes Unterkapitel die Grundtendenzen der politisch-sozialen Situation Berns umreisst, dann die verschiedenen Hauptströme bernischen Musiklebens verfolgt werden. Wenn auch die direkte Anbindung des musikalischen an den historischen Befund nicht durchweg in gleicher Dichte stattfindet, ist damit die Voraussetzung geschaffen, Musik und musikalische Praxis im Zusammenhang allgemeiner historischer Entwicklung zu sehen. Das Buch von de Capitani erlaubt, musikalische Ausdrucksformen in ihrem historischen Kontext zu verfolgen. Als

Beispiel sei hier das (Volks-)Lied angeführt: Bereits in vorreformatorischer Zeit, vermehrt aber nach der Reformation, hat das Lied als Propagandamittel einer weitgehend noch wenig schreib- und lesekundigen Gesellschaft obrigkeitliche Verbote auf sich gezogen, da man sich vor dem Verlust der Kontrolle, dem Überborden der Emotionen fürchtete. Nach einem anfänglichen gänzlichen Verbot des kirchlichen Gesangs nach der Reformation wurde zaghaft der Psalmgesang der Jugend in der Schule, dann das Singen jeweils eines Psalms zu Beginn des sonntäglichen Gottesdienstes wieder gestattet. Das von der Obrigkeit geförderte Singen von Psalmen, das auch im Familien- und Freundeskreis gepflegt wurde, ersetzte allmählich das Singen «weltlicher» Lieder, so dass die Quellen von fröhlichen Festgelegenheiten berichten, an denen die mehr oder minder angetrunkenen Teilnehmer Psalmen sangen, ja sogar zu diesen das Tanzbein schwingen. Dass sich im 18. Jahrhundert die Suche der Forscher nach dem freien naturverbundenen Menschen und seinem Liedgut als wenig ergiebig herausstellte, mag zu den Spätfolgen dieser obrigkeitlichen Eingriffe gehören. Erst im 19. Jahrhundert fand sich das wiedergeschaffene (Volks-)Lied im Einklang mit den Zielen der politischen Autorität und diente nun dazu, den als rasant empfundenen Wandel der Welt durch Rückbesinnung auf Tradition und Herkunft erträglich zu gestalten. Das 20. Jahrhundert griff dann wiederum auf die oppositionelle Liedtradition zurück und schuf die Berner Chansons – Volkslieder, die, von jung und alt gesungen, den Kriterien dieser Gattung vollumfänglich gerecht werden.

Daneben finden sich in dem Werk auch Themen wie die Professionalisierung des Musikerberufes und das Verständnis der musikalischen Erziehung von Jugendlichen, aber auch die Auswirkung technischer Neuerungen, wie die Rolle



des Klaviers für die Musik des 19. Jahrhunderts und die der Handorgel für die Entwicklung der Volksmusik, insbesondere auch des Radios und der Schallplatten: Dass heute Musik in hervorragender Qualität jederzeit zur Verfügung steht, ist als Ausdruck demokratischen Zugangs aller zu den kulturellen Gütern zu begrüßen, doch führt dies zu einem steigenden Anspruch an die Perfektion der Ausführung, was nicht ohne Folge für die Vielfalt musikalischer Betätigung bleibt. Das Geleitwort hält fest, «dass Bern sicher nicht der Nabel der Welt ist, aber immer Welt»; es weist darauf hin, wie fruchtbar für das Verständnis einer Epoche vertiefte Studien zu ihrer Musik und deren Interpreten und Interpretinnen sein können: Die Männerchöre des 19. Jahrhunderts, «Säulen der schweizerischen Vereinstradition, die der Beschwörung von Freiheit und Vaterland bis heute einen zentralen Platz einräumt», hatten auch eine politische Bedeutung, die den gemischten Chören abging; sie sind so Abbild der Gesellschaft, die für Frauen keinen Platz im öffentlichen Raum vorsah.

*Charlotte Bretscher-Gisiger (Zürich)*

**DANIEL MAGGETTI**  
**L'INVENTION DE LA LITTÉRATURE**  
**ROMANDE 1830–1910**

PAYOT, LAUSANNE 1995, 624 P., FS 59.–

Le livre de Maggetti fera certainement date dans le domaine d'étude qui concerne ce curieux objet qu'est la littérature romande. Il marque en effet un tournant méthodologique radical.

S'il fallait qualifier l'approche traditionnelle adoptée pour étudier les lettres romandes, ce sont certainement les termes essentialiste (recherche des constantes psychologiques des auteurs en tant que romands) et monographique (souci des

trajectoires et des particularités stylistiques personnelles) qui les résumerait le mieux. Le travail de Maggetti se distingue des études antérieures en ce sens qu'il met à contribution certains outils sociologiques, ce qui lui permet de mettre en évidence, sans se limiter à l'évocation de quelques dates marquantes, la manière dont se constitue la littérature romande en tant qu'entité culturelle, ainsi que l'idéologie qui sous-tend cette naissance. Maggetti démontre à travers un travail minutieux sur les sources que l'apparition d'une littérature romande est à comprendre comme une lutte de pouvoir. La théorie des champs est alors mise à contribution en ces termes: il s'agirait pour le sous-champ littéraire romand de devenir à l'égard du modèle français un contre-champ, pour enfin acquérir l'autonomie d'un champ propre, lequel existe aussitôt que sont formées ses propres instances de consécration.

Schématiquement la constitution de la littérature romande suit trois étapes. De 1830 à 1850 l'affirmation d'une pratique littéraire spécifique participe d'un mouvement plus général en Europe qui se manifeste par la création de valeurs nationales parallèlement à la démocratisation des principaux Etats du continent. Dans ce contexte la littérature notamment est mise à contribution pour établir un système symbolique propre dans lequel puissent se reconnaître les citoyens. Immédiatement l'outil littéraire apparaît comme problématique, puisque politiquement il s'agit de développer un discours helvétique, alors que culturellement la seule instance de consécration littéraire reconnue se trouve à Paris. Cette première partie du XIXe siècle va donc puiser ses éléments dans l'image du siècle précédent pour constituer un fonds mythique suisse et ainsi se détacher partiellement de la «tutelle» française. Il s'agit en effet de montrer en quoi le milieu, le caractère, la religion, voire même